

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 25. — Sonntag, den 17. Juni 1928.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Im Banne des alten Berggeistes tief unter dem Grünhainer Walde.

Die Berggeistkanzel von „Herkules-Frisch-Blüch“, jenem bekannten Erzbergwerk am Fürstenberg, das wir schon einmal ausführlich an dieser Stelle besprochen haben, führen wir unseren Lesern heute im Bilde vor und geben damit einen Blick ins Innere unserer Heimat Erde frei, die doch an Schätzen schier ebenso reich ist wie die Berge, Wälder und Felder auf ihrer Oberfläche romantisch und schön sind. Jahrtausende träumen da unten 100 Meter tief unter dem Grünhainer Wald in starren Erz- und Eisenlagern. Kalter blendend weißer Marmor schiebt sich dazwischen, Quarz- und Kupferadern schlängeln sich zwischendurch. In der schrägen Lagerung und Pressung erkennt man aber noch das Wirken elementarer Gewalten der Urzeit. Im Banne des Berggeistes schläft jene geheimnisvolle Welt. Auf unserem Bilde links des oberen Treppengeländers erblicken wir bei näherer Betrachtung ein fein aus- geschnittenes Steingeficht. Das Antlitz des Berggeistes ist es,

den, wie uns der alte Steiger Richter von „Herkules-Frisch-Blüch“ erzählt, die alten Bergleute verehrten. An der anderen Seite der Treppe steht die weiße Berggeistkanzel, beides nur ein kleiner Ausschnitt des Erzbergwerkes, das man eine Stunde lang nach allen Richtungen hin durchwandern kann. Magisch rote und grüne Lichter u. Scheinwerfer beleuchten die zahlreichen Gänge und Seitenstollen. Der Bergbau, so wie er vor Jahren hier noch lebhaft betrieben wurde, wird in originellen Modellen veranschaulicht. Eine Glocke klingt durch die Grabes- stille des Bergwerkes. Sie zeigt uns an, daß die Wasserpumpen voll in Tätigkeit sind. Ein Dynamitlager wird veranschaulicht und vieles, vieles mehr. Man muß das Bergwerk aber selbst einmal gesehen haben, um all die Schönheiten des Erdinneren unserer Heimat aufzunehmen. — Nachfolgender Artikel gibt in Wort und Bild eine lehrreiche Lektüre über das Entstehen der Gesteinsformationen unserer erzgebirgischen Heimat.



Die Berggeistkanzel von „Herkules Frisch Blüch“.

Aus der geologischen Vergangenheit des Erzgebirges.

Frühling ist's, Wanderzeit! Lange genug hat der Winter mit seinen Nachwehen, mit Kälte, Sturm und Regen uns festgehalten im Bann der Häuser. Endlich, endlich liegt lachende Sonne über den Bergen und Tälern unserer Heimat, lockt und zieht uns hinaus aus der Enge des Alltags zu freier, fröhlicher Fahrt. Freudig folgen wir ihrem Ruf, streifen durch die grünenden Täler mit ihren glitzernden u. rauschenden Bächen, steigen hinauf zu den waldumrauschten Bergen und freuen uns der herrlichen Landschaft, die sich rings umher ausbreitet. Nähern wir uns dem Kamm des Erzgebirges vom Norden her, so führt uns der Weg durch verhältnismäßig flache Täler, die von sanft gerundeten Hängen begrenzt und nur da und dort von schrofferen Gipfeln überragt werden, hinauf zur Scheitellinie mit den höchsten Erhebungen. Ganz anders bietet sich

dasselbe Erzgebirge unseren Blicken dar, wenn wir es von Süden, von den Höhen des böhmischen Mittelgebirges aus, betrachten. Dann steht es als schroffe Gebirgsmauer vor uns und erinnert mit seinem Steilabfall nahezu an die Berge der Boralpen. Welchen Einflüssen verdankt es diese Gestalt? Wie haben sich seine Berge und Täler geformt? Diese Fragen tauchen wohl in dem einen oder anderen Wanderer auf. Sie wollen die folgenden Zeilen zu beantworten suchen, indem sie in großen Zügen die geologische Entwicklung des Erzgebirges, vor allem aber unserer engeren Heimat, vor dem Auge des Lesers entrollen. — Fast wie ein Märchen klingt es, wenn uns der Geolog sagt, daß unser Gebirge vor längst dahingeschwundenen Zeiten einem großen Gebirgssystem angehörte, dessen Gipfel trotzig und kühn zum Himmel ragten.



NW-SO-Profil von den Greifensteinen nach dem Haßberg. Zeichenerklärung: G-Gneis, G-Granit, m-Glimmerschiefer, p-Phyllit, pa-alte Sedimente, K-alltertiäre Kiese u. Sande, B-Basalt, V-Vierverfaltungen.

Und doch ist's so; denn betrachten wir das abgebildete Profil, das einen Schnitt durch unsere Heimat von den Greifensteinen b. Geyer im Nordwesten nach dem Haßberg bei Preßnitz im Südosten darstellt, so erkennen wir deutlich die gewaltige Gneiskuppel, auf der Annaberg und westlich der Sehma Buchholz erbaut sind. Diese sogenannten Annaberger Gneiskuppel verdankt ebenso, wie die übrigen des Erzgebirges ihre Entstehung einer gewaltigen Gebirgsbildung, die im erdgeschichtlichen Altertum die ursprünglich flach gelagerte Gneistafel samt den sie überbrückenden Glimmer- und Tonschiefern unter dem Einfluß eines seitlichen Druckes emporstauchte und so die erste Anlage unseres heutigen Erzgebirges schuf. Dieser Faltungsprozeß, der sich über einen längeren Zeitraum ausdehnte, beschränkte sich nicht nur auf unsere Heimat, sondern ergriff weite Gebiete Mitteleuropas. Ihm verdanken die weitaus meisten deutschen Mittelgebirge ihre erste Anlage, und man faßt sie daher unter dem Namen „variskisches“ Gebirgssystem zusammen. Naturgemäß verlief dieser Vorgang nicht ganz friedlich ab, vielmehr entstanden in dem mehr oder minder starren Gestein Hohlräume, Klüfte und Spalten. In diese drang nach Beendigung der Faltung glutflüssiges Gesteinsmaterial ein, das im Lauf der Zeit zu Granit erstarrte und die angrenzenden Gneise, Glimmer- und Tonschiefer mehr oder weniger veränderte. Diesem Ereignis, dessen Spuren wir in der nächsten Umgebung vor allem an den Greifensteinen und der Binge bei Geyer, ferner am Bahneinschnitt unmittelbar vor dem Bahnhof Wiesenbad und oberhalb Buchholz auf der Höhe der alten Schlettauer Straße in Form sogen. Granitstöcke feststellen können, verdankt unsere Heimat den größten Teil seiner reichen Erz- und Mineralreiche. Wie bereits erwähnt, fällt dieser gebirgsbildende Prozeß in das geologische Altertum und war im großen und ganzen gegen Mitte des Karbons, d. h. der Zeit der Steinkohlenbildung, beendet.

Demnach ist unser Erzgebirge seiner ersten Anlage nach erheblich älter als die heutigen Hochgebirge, dürfte aber kurz nach seiner Faltung einen ähnlichen Anblick wie diese geboten haben. Bald setzten indessen die ausgleichenden Einflüsse von Wind und Wetter ein. Luft und Wasser, Hitze und Frost trugen die ragenden Gipfel und Kämme ab. Flüsse und Bäche nagten an ihrem Felsgerüst, spülten den schützenden Verwitterungsschutt fort und lagerten ihn in den Becken und Mulden am Nordrand des Gebirges ab. Verwitterung und fließendes Wasser ebneten das Hochgebirge zu einer welligen, von flachen Tälern durchzogenen Hochfläche, einer sogenannten Kumpffläche, ein, die sich nach Süden zu sanft ansteigend bis nach Böhmen hinein erstreckte. In diesem Zustand verharrte unser Gebiet in der Hauptsache unverändert während der folgenden geologischen Perioden, Zeiträumen, die jenseits unseres Vorstellungsvermögens liegen. Nur im Verlauf der das erdgeschichtliche Mittelalter abschließenden Kreidezeit trat insofern eine Aenderung ein, als die tiefer liegenden Teile am Ostrand dieser Tafel vom Meer überflutet wurden.

Zu Beginn der geologischen Neuzeit, im Tertiär, erlitt die Gesteinskruste unseres Planeten erneut gewaltige Umwälzungen, die man in ihrer Gesamtheit als die „alpine“ Faltung bezeichnet, und die zur Entstehung unserer heutigen Hochgebirge führte. Dieser Vorgang zog auch unser Gebiet in Mitleidenschaft und verlief der oben geschilderten Kumpffläche wiederum ausgesprochenere Gebirgsformen, diesmal allerdings nicht durch Aufwölbung der Gesteinschichten, sondern durch Einbruch des Schichtgewölbes. Durch die Gebirgsbildung im Süden Europas entstanden Spannungen in der Gesteinskruste, so daß diese in einzelne Schollen zerriß. Im heutigen Erzgebirge barst das Gneisgewölbe etwas südlich der jetzigen Kammlinie auseinander. Der Südflügel der Kumpffläche sank in die Tiefe, während der stehenbleibende nördliche Teil derselben an seinem Südrand etwas empor gepreßt und auf diese Weise zum südlichen Steilabfall des Erzgebirges wurde. Die durchschnittliche relative Höhe dieser Steilstufe über dem Egertal beläuft sich auf rund 600 m, ist also recht ansehnlich. Wir dürfen jedoch keineswegs annehmen, daß dieser Bruch

plötzlich, gewissermaßen über Nacht erfolgte, vielmehr fand er allmählich statt. Ja der abgesunkene Südflügel der Kumpffläche dürfte auch heute noch nicht endgültig zur Ruhe gekommen sein, wie dies gelegentliche Erdstöße im Vogtland beweisen.

Den bisher aus Süden kommenden Gewässern legte sich der neugebildete Riesenwall als unüberwindliche Schranke in den Weg und zwang sie, sich eine neue Abflußrichtung zu suchen. Diese tritt im heutigen Landschaftsbild in den Tälern der Eger, Bielea und Elbe in Erscheinung. Was die Wasseradern des Nordflügels, des Erzgebirges im eigentlichen Sinn, anlangt, so büßten diese durch die geschilderten Veränderungen der Oberflächenformen zwar an Wasserreichtum ein, indessen wurde dieser Verlust durch das größere Gefälle ausgeglichen. Sie konnten infolgedessen nicht nur die über dem anstehenden Gestein liegende und dieses schützende Schuttedecke entfernen, sondern griffen auch die den Gneis überlagernden Glimmer- und Tonschiefer an und legten auf weite Strecken hin den Gneiskern des Erzgebirges frei. Ja sie nagten sich sogar noch durch dessen oberste Schichten hindurch und entblößten mancherorts die in den Gneis eingedrungenen Granitstöcke.

Genau wie nach der oben geschilderten variskischen Faltung trat auch nach der alpinen eine lebhafte vulkanische Tätigkeit in Erscheinung, deren Wirkungen wir längs des Egerbruches einmal im böhmischen Mittelgebirge, zum andern in den zahlreichen Basaltvorkommen des Erzgebirges vor Augen haben. Ihren Höhepunkt erreichte sie in der zweiten Hälfte des Tertiär, im Miozän der Geologie. Durch zahlreiche Eruptionschlote wurden gewaltige Lavamassen zutage gefördert, die weite Strecken überfluteten und im Lauf der Zeit zu Basalt und Phonolith erstarrten. Einer der gewaltigsten, ja vielleicht der größte erzgebirgische Eruptionschlot jener Zeit befand sich in der Gegend von Oberwiesenthal und Böhmisches Wiesenthal. Trotz seines Durchmessers von reichlich 1 Km. tritt dieser Basaltfleck merkwürdigerweise im Landschaftsbild kaum noch hervor, vielmehr wird seine höchste Erhebung, der Zirolberg bei Böhmisches Wiesenthal, beträchtlich von Keil- und Fichtelberg überragt. Und doch muß dieser Vulkan einst unsere engere Heimat beherrscht haben, denn es spricht manches für die Vermutung, daß die drei markantesten Berge unserer Gegend, der Pöhlberg, der Bärenstein und der Scheibenberg, in geneischem Zusammenhang mit ihm stehen. Von ihm aus ergossen sich mächtige Basaltströme über das umliegende Gebiet. Sie folgten vielfach alttertiären Flußläufen und legten sich deckenartig über die im Oligozän zusammengeschwemmten Schotter, Kiese und Sande, die damit vor der Abtragung geschützt wurden, sodaß sie heute an den drei genannten Bergen abgebaut werden können. Diese Lavaströme, die sich zungenförmig nach Norden hin erstreckten, riefen eine Teilung der ursprünglich einheitlichen Wasserläufe hervor, insofern sich die abfließenden Niederschläge zu beiden Seiten derselben Rinnen in das Gestein nagten, die sich nach und nach zu eng benachbarten Paralleltälern vertiefen. Die Basaltströme selbst fielen in ihrer Hauptmasse der Verwitterung anheim. Nur wenige Reste blieben erhalten und geben heute durch ihre charakteristische trockige Kofferform dem Landschaftsbild unserer Heimat das malerische Gepräge. Wahrscheinlich stellen Pöhlberg und Bärenstein die Reste einer derartigen Lavadecke dar, der Pöhl- und Sehmatal ihre Entstehung zu verdanken haben, während der Scheibenberg der einzige unmittelbar ins Auge fallende Zeuge eines anderen sein dürfte, der den Lauf der Zschopau von dem der Mittweida scheidet. Ähnlichen Verhältnissen begegnen wir in verkleinertem Maßstab am Haßberg bei Preßnitz und am Hirtstein bei Saßung, die ebenfalls Ueberreste miozäner Vulkane darstellen und als solche die Zeit besser überdauern haben als der Oberwiesenthaler Eruptionschlot.

Mit dem Ausgang des Tertiär war der tektonische Aufbau des Erzgebirges, so wie wir ihn heute vor Augen haben, im großen und ganzen beendet. Im nächsten geologischen Zeitabschnitt, im Diluvium, mit dem wir auf die Schwelle der erdgeschichtlichen Gegenwart treten, und das durch die Eiszeit

und das erste Auftreten des Menschen gekennzeichnet ist, fanden keine erheblichen Aenderungen im inneren Bau unseres Gebietes statt, wohl aber gestaltete sich das äußere Profil des Erzgebirges unter der Wirkung der Verwitterung und des fließenden Wassers in seinen Einzelheiten aus. Vor allem gab die Eiszeit, die auch im Fichtel- und Keilberggebiet zu lokaler Firn- und Gletscherbildung führte, Anlaß zur Entstehung der Hochmoore, die weite Gebiete des Erzgebirgsammes bedecken. Es sei hier nur an das Hochmoor von Gottesgab erinnert.

Wind und Wasser, Wärme und Kälte meißelten weiter am Gestein, trugen Berge ab, glichen Höhenunterschiede aus, bald langsamer, bald rascher, je nach dem Gesteinsmaterial, an dem sie angriffen, und brachten nach und nach Geländeformen hervor, wie wir sie heute erblicken: flache, gerundete Hänge, sanft anschwellende Berge. Einzig und allein die schroffen Basaltklippen sind als trotzig Zeugen aus Urwelttagen stehen geblieben, bis auch sie dem Zahn der Zeit zum Opfer fallen. I.

Von der Kunst des Reisens.

Von Erich Guertler.

Am frühen morgen, wenn das Hasten und Treiben der Stadt noch schlummert, wenn die letzten Schleier der Dämmerung fallen, das erste blasse Blau des Himmels sich zeigt, dann können wir hören, wie die Vögel, die wieder eingetroffen sind, frohgelaut von ihrer weiten Reise erzählen und Reise lust in uns wecken. Die Sehnsucht nach der Ferne steigert sich, bis wir eines Tages unser Bündel packen und erwartungsvoll eine Reise tun. Wir wollen erleben und schauen, auf die Sprache der fremden Dinge mit wartender, wachsender Seele hinzuhören. Aber nicht jedem ist es gegeben, auf der Reise zu schauen — zu erleben. Es gibt tausende von Menschen, die Italien sahen oder Griechenland und dennoch nichts zu sagen wissen, als einige bekannte Dinge, Kellneranedoten und fremde Namen. Hingegen treffen wir Leute, die über die engsten Grenzen ihres Heimatlandes nicht hinauskamen und darin eine Fülle des Erlebens sammelten, wie es uns undenkbar schien. —

Zum Schauen und Erleben gehören die seelischen Kräfte, die das Geschaute in uns zu bleibendem Wert verarbeiten.

Vielen mag das Feuerwerk genügen, aus hundert glänzenden Worten zusammengesetzt und mit viel Lärm vorgetragen; andern aber, die mehr den stillen Gang der Sterne lieben, erwarten das Erschauen tiefer Stunden, voll Leben, Geist, Licht und Liebe: geistig-seelischen Gewinn. Dazu bedarf es aber geistiger Sammlung und höchster Anstrengung der schauenden und suchenden Seele. Wer erleben will, muß mit tausend Fragen an die Dinge treten, Fragen aufgesprungen in den Stunden der Hingabe, des Schauens und des Suchens.

In unserer Zeit werden wir, leider, von zu vielen Lebenssorgen verfolgt, so daß wir den Plagegeistern unser rastloses Denken entgegenstellen müssen. Wir tragen allzusehr die Zweckgier unseres Schaffens, unsere Zielsorgen mit hinaus auf den Wanderpfad, in die Ferien. Von diesem Sklaventum müssen wir uns befreien, soll die Ferienreise eine Erholung sein. Ferien fürs „Ich“: alle Dinge, wie sie sind, sehen und lesen, Licht und Sonne ins Herz einlassen, völlige Entäußerung von aller Präntation — das macht im Stillen glücklich, das stärkt für die wieder kommende ernste, zielbewußte Berufsarbeit.

Wer von uns Modernen aber vermag das Auge licht sein zu lassen? Und doch, wir müssen es lernen: die Augen auf-tun, bescheiden sehen und abwarten, was sich in der Seele bildet, damit wir als gesunde Menschen von unserer Reise wiederkehren!

Reisen lernen, heißt schauen lernen, mit den Augen denken. Wir haben verlernt zu schauen, deshalb haben wir verlernt zu erleben. Wir sind verwöhnt von maschineller Arbeit, getrieben von der Zweckgier, somit wollen wir viel ohne Mühe. Der äußere Schein genügt uns, weil wir den qualitativen Mangel fühlen, so steigern wir Quantität und Glanz,

Theoretisch von der Notwendigkeit tieferen Erfassens und Erlebens überzeugt, lassen wir uns von Führern und Geistesakrobaten ein paar Worte einhämmern und halten sie fest. Flüchtigen Blickes streifen wir ein Landschaft, erhaschen ein Aurosjum, betrachten ein Kunstwerk, versuchen, es kritisch zu bewältigen und mit ein paar Worten abzutun. Wir lassen uns sagen, was wir gesehen haben müssen, und was wir sehen. Das Führerwesen, das sich überall breit macht, ist ein Zeuge unserer geistigen und seelischen Armut. Zugleich wollen wir die Gipfel des Erlebens: Paris, Rom, Venedig, Bad Gastein, St. Gotthard, Pyramiden, Sphinx, Alhambra, Monte-Carlo. Davon klingen einige Namen: Porta del Popolo, Colosseum, Jarneje, Löwenhof, Louvres, Palazzo, Vendramin.

Was gewann unsere Seele und unser Menschentum dabei? Voll Zweckgier rasten wir kilometerdurstig dahin, die Bilder in unsere Seele raffend, ohne Genüge zu finden; die Seele schritt einsam unter Gestirnen, denn sie will Versunkenheit und ideale Hingabe. Aus der Mechanisierung des materiellen Lebens folgte die Mechanisierung der geistigen und seelischen Genüsse. Reisen aber heißt: schauen und recht schauen. Unser Weg muß abseits vom Strom der Vielen und Allzuvielen führen. Dann erst werden wir befreit von allem Zwang, können der Erde nahe sein, in der Einsamkeit, eng verbrüderd in der Natur, wirkliche neue Lebenskräfte ansammeln.

Ferien fürs Ich müssen wir halten! Also uns den Dingen gegenüberstellen und auf das horchen, was sie uns zu sagen haben. In allen Dingen ruhen Sagen, Märchen und Weisheit. Doch nur in der Abgeschiedenheit von Zweck und Begier vernehmen wir den Klang ihrer Stimme. Wenn die See ruhig ist und ringsum horchende Stille, dann spiegeln sich die Gestirne darin.

Wir brauchen für unsere Erholungsreise nicht Rom, Nizza oder Venedig, der schöne Wald um unsere Heimat, die nahen Berge, dort finden wir die urgewaltigen Denkmäler alter hingefunkener Kultur, die uns erzählen.

Also: Allein sein, ist eine Bedingung beim Reisen, wollen wir recht schauen und erleben. Oder doch nur mit Menschen, die uns aufgestimmt sind, reisen. Lionardo da Vinci sagte einmal: „Bist du allein, so bist du völlig dein“. Nie in großer Gesellschaft reisen, wollen wir mehr als Zufallswerte und Stimmungsmomente nach Hause bringen.

In der Hast unserer Zeit verlieren wir die Persönlichkeit. Wir sind in tausend Dinge verwickelt, mit Millionen Menschen und Situationen, fühlen uns mehr als Interessenten, Parteiangehörige, Vereinsmitglieder. Wir stehen der Welt nicht über und gegenüber, sondern werden mitgeschleudert, ein Teil nur von Milliarden, gebunden und unerlöst. So wird meist unser Reisen ein Hetzen durch die Welt, um zu sehen, was man sehen muß, und sehen doch nichts und nennen es Ferien — Erholungsreise.

In ruhiger Beschaulichkeit müssen die Dinge in uns reifen, fernern müssen wir, hier zu horchen und zu fragen, und so werden die Geheimnisse uns offenbar. Reisen ist Bildung — ja, wenn wir lernen! Die einfachsten Tatsachen und Gesetze der Natur- und Geisteswissenschaften kennen: dann reden alle Dinge in hundert Sprachen zu uns. Dann finden wir heraus, was uns aufgebraucht vorgetragen wird, erst dann erleben wir die letzte Weisheit des Alls. Wer Dinge recht sehen will, muß über sie nachdenken, sie studieren. Das ist das erste und wichtigste Gesetz des Reisens. Mit einem gerüsteten Geist müssen wir reisen und sinnenwach sein, voller Fragen, so können wir aus unserm Schauen die höchsten Werte ziehen. Goethe schrieb einmal aus Rom: „Es ist alles, wie ich mir's dachte, und alles neu“, der große Dichter ist hier immer der Lernende, wo alle Deutschen träumen und schwärmen. Er fragt sich immer nach dem Warum, Woher? Wie ist das so geworden? Die Berge und Täler reden ihm von der Eiszeit, von Wasser und Winden und urewigen Gesetzen. Seen und Moose, Heide und Wald, Wolken und Sterne reden ihre Sprache zu ihm. Die Gesichter, Gestalten und Gewohnheiten der Menschen erzählen ihm von Arbeit, Not und Natur, die Giebelformen der Häuser und Säulen-

kapitale künden von vergangenem Geist und geschwundener Kultur, hingefunkenen Seelen, die lebten, wie wir leben, die Traum und Glück hineinbauten in die Zeugnisse ihrer Kunst. Immer aber steht die Lehre der Natur und die Sprache der Schöpfung an erster Stelle — sie umgibt uns überall und ist der Lebensodem der Menschheit. Im bescheidenen Landesaufenthalt, bei hoher, weiter Reise, redet sie von ewigen Dingen zu uns: Vom Werden und Vergehen, von ewiger Wiederkehr. Hier finden wir den Jungbrunnen, aus dem wir die höchsten Werte schöpfen. An diesem Urquell sollen wir Ferien fürs „Ich“ halten, neue Lebenskräfte ansammeln.

Die einsame stumme Nähe der großen, leise Sprechenden Natur ist es, die unsere vom Hasten und Jagen, im Weltgetriebe des Alltags, erschöpfte Seele neu kräftigt und widerstandsfähig macht, daß wir der hartenden Arbeit im Existenz- und Lebenskampf aufs neue gewachsen sind.

Moosch'n Feierabend



De vruhgelickte Sommersprossenkur.

Von H. L., Annaberg.

A jeds gungs Madl mecht an libsten de schennste sei, odr wenn aane ihr Gesicht su vuller garschtiger Flacke hoot, wie de Schneider Paula, do is gelei vun vurnerei Essig. Jeds Mol, wenn se nei in Spiegel sooch, da guket ihr a Gesicht mit laut gruuse Sommersprossen engegn, un dos wor ihr gräster Kummer.

„Inu, du Harzelaad, worim kumme se nár gerod in Gesicht raus wus olle Leit saah, kenne se sich dá net wu onnersch esu braat machn, wie gerod dohierte uff meiner Nos,“ maanet de Paula fuchtig, wenn se wiedr mol ins friteziern nei kom. S'schennste Klaadl tootr niischt nuhn, de verwinschten Flackln tooten gelei ne schien Eidruck wiedr ordarbn. Vos hoot se net schu olls ausgeprobiert, niischt hot se uhversucht gelosn. Schworze Schnackn jellst se in Gesicht rim schmiern hootr aans gesooht, s'hoot se ball dr Grau imgebracht, odr vrsucht wursch. Nischt hots geholfn. Nane annre, die meh fier de Sympatie wor, tootr rooten, de Flackln bei Muundnschei vrsprachn zu lossen. A dan Koot besolget se, an Draak hoots genutzt, s'Gesicht blieb su schie gesprankelt wies wor.

Do los se aanes Togs a Ahzeig in aan Blaatl: „Sommersprossen verschwinden, auch in alten Fällen schon über Nacht. Die Haut wird zart wie Apfelblüte.“

Als hätt dr Blich nabn ihr in Buudn nei geschloogn, esu huppert se in dr Geh.

„Inu weil iech nár das Blaatl drwischt hoo, nu kaa doch alls wiedr gut warn, un aa noch esu schnell, gelei ieber Nacht“, maanet de Paula seelig.

Se hoot nu niischt eisigersch zu tue als de Pfeng eizeschickn, un drei Toog drauf hoot se aa schu dos Bichsl mit dare Zauberschmier in de Hánd. Genau noch dr Fierschrift hoot se sichs Gesicht ohmst gewasch'n un hernochertst de Salb a wink die drauf geklabastert.

„Sellt mrsch dá gelaabn,“ saacht se fier sich, „heite ohmst hoo iech nochs Gesicht vuller Flackn un morgn frieh... rein und zart wie Apfelblüte... los se vun dan Bichsendaak ooh. Viel hielst omende aa viel, un su strich se de weiße Salb fingerdiek auf. Wie se nei in Spiegel guket, toot se sich ball fier sich salberscht ferchten, esu a greilich un glanzigs Geisirgesicht toot rausstarrn. S'dauret odr garnet lang, do loog de Paula in

Nast „Rein und zart wie Apfelblüte“, murmelt se noch fier sich hie, drnochertst schlummert se seelig ei.

Maar aa garn mol ahgeschmiert warn will, dar brauchst sich nár aa de Salb komme ze lassn, die ieber Nacht halfen soll, amende macht dar aa setts Gesicht wie de Paula an annern Morgn.

„Epper sign se bei mir noch ze fast un se missn noch a wink weing,“ maanet se traurig un unnernehm dasdrwagn noch zwaamol de klabrige Prozedur. Nu wor de Salb olle, odr aa dr Paula ihr Geduld. Se wur fuchsteifelswild, denn drhamm wur se net garschtig aufgezuung, se hieß net annersch wie de „Appelblüt“ und de Pfeng worn undrei wag.

In 14 Toogn jellst nu de Paula in Pfeijnklub „Gut Dampf“ zen Stiftingsfast an Ball mietmachn. Se hoot a wink a Verhaltnis miet an setten Mitglied, dar se ze dare wicking Brahstaltung eigelooden hoot. „Wie schie wärsch nu, wenn de Schmier geholfen hätt, nochmol su garn ging ich hie,“ un trustlos lieh se de Arwitt sinkn un toot su racht vun Harzn seifzn. Uff aamol kloppst an dr Stubntier. „Immer herei,“ maanet dor Paula ihr Mutter un a Basnmaa troot nehndr. „Edward, de kimmst fei heit wie gerufn, gerod dacht iech an dir.“ Dar gute Maa, dar eitel drmiet prohlet viel in dr Waltgeschicht rim ze komme, merchtsens odr in öbern Arzgeberg zu traffen wor, un dar sich rihme toot, olls kuriern ze kenne, nár kaan schwindstichting Galdbeitel, wußt aa werklisch manichs Mittl, wos bei dann un genn schu ohgeschloogn hoot. Worim jelltr dá do gerod niischt fier de Sommersprossen wißn? Dasdrhalb aa alsu dar herzlich Empfang.

(Schluß folgt.)

Dr Schmatterling.

(Nachdruck verboten).

In Falb, dar bunte Schmatterling,
wie schie hot's doch dos klaane Ding!
Es kennt kaa Sorg un kennt kaa Mut,
macht sich sei Lust un hot sei Brut.¹⁾

Bei Sunneschei' früh weckt'r auf,
flattert offs schinnste Blüm'l drauf;
'r streichelt's un ar nascht un trinkt,
bis irgendwu e andersch winkt.

Su trebbt²⁾ ersch fort mit kekem Mut,
'r maant's mit jedem Blüm'l gut.
Dos fraat³⁾ siech, wenn'r wiederkimmt,
es jedesmol beim Köpp'l nimmt.

Un is emol aans zuckerföh,
do nimmt ar Zeit siech ganz gewieöh;
vor Glück sich seine Flügel wieng,⁴⁾
'r möcht' gar nimmer wetter fsieng'. —

Dr Sommer, dar is lang un schie,
ganz fuhr und frei — su labbt'r hie;⁵⁾
de Blüm'la trifft'r überol:
Off Wies' un Falb, in Barg un Tol.

Sah' iech dann lusting Laam⁶⁾ su zu,
do sinn' iech still un find' kaa Ruh.
Ich denk': Wenn mirsch doch aah su ging,
wie dir — du bunter Schmatterling!

Bernh. Brückner, Leipzig.

¹⁾ sein Brot; ²⁾ treibt er's; ³⁾ freut sich; ⁴⁾ wiegen; ⁵⁾ so lebt er hin; ⁶⁾ Leben.